

Aristokratische Existenz in der Antike und der Frühen Neuzeit – einige unabgeschlossene Überlegungen

Von

Uwe Walter

I.

„Jeder weiß, was mit Adel gemeint ist, solange er kein Buch darüber schreiben muß.“¹

Einem Mitherausgeber geht es nicht viel besser, selbst wenn er die angenehme Aufgabe hat, dreizehn inspirierte Aufsätze zusammenzuführen, die vereinigt durchaus mehr vorstellen wollen als nur mehr oder minder zufällige Facetten eines universalen geschichtlichen Phänomens. Dieses auf eine handliche Formel gebracht zu finden wird andererseits niemand erwarten. Aristokratie meint bekanntlich zum einen eine herausgehobene Gruppe von Vornehmen, wobei die in der Regel konstitutiven Zugehörigkeitskriterien – rechtlicher Stand, sozialer Status, Besitz, „Ehre“ und Prestige, Verwandtschaft und Abstammung, Tradition, überhöhende Selbstbeschreibung, exklusive Tätigkeiten, Welt- und Situationsgewandtheit – und die damit verbundenen Praktiken, etwa Abschließung, Distinktion und Lebensstil, für die Untersuchung im Vordergrund stehen. Weiter erscheint evident, daß ein Vorrang auf Dauer nur zu behaupten war, wenn die Familien von täglicher Arbeit freigestellt, wenn sie ein abhängiges Gefolge unterhalten und durch Sozialisation und Bildung dem Nachwuchs einen bestimmten Lebensstil überliefern konnten, zu dem auch die Übung im Herrschen (im Sinne von Herr-Sein) gehörte. Der Begriff Aristokratie bezieht sich demnach zum anderen, ausgehend von der klassischen Staatsformenlehre, im engeren Sinne auf die Herrschaftsdimension, also die Praxis aristokratischer Dominanz in politischen Verbänden und deren Grundlegung beziehungsweise die Rolle des Adels in einem gemischten oder von anderen Kräften (Monarch oder

¹ *Dominic Lieven*, Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815–1914. Frankfurt am Main 1995, 9. – Ich verwende im folgenden die Begriffe „Adel“ und „Aristokratie“ ohne Unterschied, wohl wissend, daß „Adel“ mehr an substantialistischen Vorstellungen mitschleppt, die einem Verständnis hinderlich sein mögen. Aber Formierung, Selbstverständnis, soziale Bezogenheit und Transformationen dieser Personengruppe sind Gegenstand des gesamten Bandes und können nicht in einer noch so gut erläuterten Begriffswahl bündig ‚aufgehoben‘ werden.

Volk) dominierten Verfassungsgefüge. Daß diese beiden Bereiche nicht nur kategorial auseinanderzuhalten sind, zeigen die Befunde bereits zur griechischen Aristokratie: Eine stark ausgeprägte Adelskultur mußte keineswegs mit einer stabilen und institutionell gefestigten „Herrschaft der Besten“ einhergehen, sie konnte letzterer im Gegenteil sogar hinderlich sein (W. Schmitz).

Wenn vom Adel als einem universalen historischen Phänomen die Rede ist, drückt sich darin ein Staunen aus: das Staunen über die epochenübergreifende *Vitalität* dieser distinktiven Gruppenbildung und ihres Anspruches auf Besonderheit.² Aristokratischen Eliten gelang es in (Alt-)Europa – von dem hier allein die Rede sein soll³ –, sich über mehr als zweitausend Jahre in gesellschaftlichen Spitzenpositionen zu behaupten und für ihren Anspruch auf Vorrang und Legitimität Glauben zu finden. Und selbst als ein umfassender Prozeß der funktionalen und formalen Ausdifferenzierung einsetzte, als sich die in Rede stehenden Gesellschaften staatlich formierten, ökonomisch und politisch modernisierten und als Führungsgruppe dann Eliten ausbildeten, die sich zwar ebenfalls um Erkennbarkeit, manchmal auch um Exklusivität bemühten, die aber dennoch aufgrund ihrer primären Funktionsorientierung von einem Adel zu unterscheiden sind – selbst dann vermochte sich der Adel vielfach zu behaupten, indem er in die neuen Eliten hineinwuchs und sie ein gutes Stück weit auch zu prägen vermochte. Adlige verstanden es zu dominieren oder sich zumindest zu positionieren in den griechischen Stadtstaaten, in der römischen Republik und im Kaiserreich, im Reich der Merowinger und Karolinger, unter den deutschen Königen und in den italienischen Stadtrepubliken, in den selbstbewußten Niederlanden und im maritimen England, unter den Bourbonen in Frankreich, in der polnischen Adelsrepublik und im alten Preußen, aber auch im industrialisierten England und in der Weimarer Republik. Nur in den radikalen Totalitarismen des zwanzigsten Jahrhunderts

² Man kann in einer solchen Kontinuitätsbehauptung natürlich auch eine Fiktion sehen, die sehr verschiedene soziale Beziehungen zu einer überhistorischen Entität normiert und so den Ansprüchen, schärfer formuliert: der Ideologie der historischen Akteure auf den Leim geht; vgl. in einem solchen Sinn *Ludolf Kuchenbuch*, in: *HistLit* 4, 2006, H. 1, 64–73 (Rez. zu *Joseph Morsel*, *L'aristocratie médiévale. La domination sociale en Occident [V^e-XV^e siècle]*, Paris 2004). Aber die von Kuchenbuch selbst konstatierte „historische Kommunikation“ als konstitutives Element jedes Adels seit Homer (s. u. Anm. 29) sowie der Verweis auf Max Weber (s. den Beitrag von A. Franzmann in diesem Band) dürften ausreichen, den Zusammenhang wenigstens als Arbeitshypothese zu legitimieren.

³ Die Rede vom „universalen Phänomen“ erforderte selbstverständlich auch einen genauen Blick über die Grenzen Europas hinaus, was aber in der Tagung nicht zu leisten war; vgl. zum Einstieg (mit weiterer Literatur) *Walter Demel*, *Die Spezifika des europäischen Adels. Erste Überlegungen zu einem globalhistorischen Thema*, in: *zeitenblicke* 4, 2005, Nr. 3; URL: http://www.zeitenblicke.de/2005/3/Demel/index_html [zuletzt besucht 13.12.2005].

war für sie kein Platz – von Anfang an, wie in der Sowjetunion, oder erst nach der späten und schmerzhaften Einsicht in eigenes Versagen, wie gegenüber dem NS-Staat.

II.

Die fortdauernde Vitalität von Aristokratie auch unter gewandelten Umständen läßt sich durch verschiedene Zusammenhänge bestimmen und erklären, wobei bewußt Phänomene am Anfang stehen sollen, die eigentlich Gefährdung signalisieren. Zum einen: So alt wie der Adel selbst ist offenbar die Kritik an ihm, jedenfalls dann, wenn wir die Epen Homers als die ältesten Zeugnisse der europäischen Literatur für einen Adel nehmen. Ein Thersites kritisiert das Versagen der Anführer, kann damit aber aufgrund seiner eigenen Geringwertigkeit nicht durchdringen. Aber auch die Heroen der ersten Reihe kritisieren einander, etwa wegen einer offensichtlichen Diskrepanz zwischen Anspruch und tatsächlicher Leistung. Eine etwas anders gelagerte, nämlich am ‚Gemeinwohl‘ ausgerichtete und gegen die heroische Isolation der Hauptakteure zielende Kritik ist dem Dichter selbst abzulauschen.⁴ In einer formierten Adelsgesellschaft wie der römischen war es in den politischen Konflikten der späten Republik eben diese Formierung und eine Cliquenbildung, die den Mitgliedern der politischen Klasse vorgeworfen wurde, durchaus mit klassenkämpferischem Unterton.⁵ Die Kritik implizierte und produzierte aber zugleich Normen und Festlegungen ‚richtigen‘ Verhaltens, aus denen einem Adel oder zumindest Teilen von diesem vielfach Anstoß und Orientierung zu einer Selbstbesinnung erwachsen konnten. Die zahlreichen antiken Gesetze zur Zügelung des Aufwands bei Gastmählern, Spielen und Begräbnissen etwa waren Manifestationen eines in diese Richtung zielenden Problembewußtseins.⁶

⁴ Thersites: Hom. Il. 2,211–277. – Kritik durch den Dichter: Walter Nicolai, Zu den politischen Wirkungsabsichten des Odyssee-Dichters, in: Grazer Beiträge 11, 1984, 1–20; vgl. ferner William G. Thalmann, Thersites. Comedy, Scapegoats, and Heroic Ideology in the Iliad, in: TAPhA 118, 1988, 1–28; Peter W. Rose, Thersites and the Plural Voices of Homer, in: Arethusa 21, 1988, 5–25; Jens-Uwe Schmidt, Thersites und das politische Anliegen des Iliasdichters, in: Rheinisches Museum 145, 2002, 129–149. – Anspruch und Leistung: Achilleus’ Invektive gegen Agamemnon, Hom. Il 1,225ff. Vgl. ferner den Beitrag von W. Schmitz in diesem Band.

⁵ Vgl. etwa Sall. Iug. 41,6–9; Rede des Volkstribunen Licinius Macer an die Plebs bei Sall. hist. 3,34 McGushin (Kampfbegriffe: *factio; pauci potentes*).

⁶ Vgl. Rainer Bernhardt, Luxuskritik und Aufwandsbeschränkungen in der griechischen Welt. Stuttgart 2004; Ernst Baltrusch, Regimen morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Senatoren und Ritter in der römischen Republik und frühen Kaiserzeit. München 1988.

Zum anderen: Immer wieder haben sich Adelsgesellschaften durch ihr besonderes Dasein und die Konstellationen, in denen sie sich bewegten, dem „Ernst des Todes“ (M. Weber), also dem Risiko der physischen Dezimierung oder gar Auslöschung ausgesetzt, ja dies zum Teil ihres Selbstbildes gemacht. Oft genug setzte ein Adliger „für seine ‚Ehre‘ sein Leben ein, verlor lieber sein Leben als die Zugehörigkeit zu seiner Gesellschaft und das heißt zugleich als die Herausgehobenheit aus der umgebenden Menge, ohne die sein Leben für ihn, solange die Macht der privilegierten Gesellschaft blieb, sinnlos war“.⁷ Diese Ausrichtung ist leicht zu erkennen an der für den Adel konstitutiven Bedeutung des Krieges, der seit der homerischen Zeit, also dem 8. Jahrhundert v. Chr., immer wieder vergegenwärtigt wurde, in zum Teil sehr drastischen, den Tod nicht beschönigenden Texten und Bildern.⁸ Das Grabepigramm auf Arniadas bescheinigt dem um 600 v. Chr. auf Korkyra gefallenen, daß „er bei der Flotte verbissen kämpfte an des Aratthos’ Fluten und sich aufs höchste bewährte (*πολλὸν ἀριστεύοντα*) im seufzer-erregenden Schlachtlärm“.⁹ Zwang und Neigung zum Krieg sowie Glück und Unglück in ihm mengten selbst in stark ‚dynastisch‘ ausgerichtete Adelsgesellschaften ein meritokratisches Element hinein. In diesem Sinne suchte Max Weber, wie A. Franzmann zeigt, den gedanklichen Ursprung der Aristokratie nicht in einer bestimmten ökonomischen oder herrschaftlichen Konstellation, sondern ging davon aus, „daß eine Aristokratie sich darauf stützt, aus einer geleisteten Krisenbewältigung hervorzugehen“. Der Zug zum risikoreichen Leben und die Tradition „erfolgreicher Krisenzugewandtheit“ (Franzmann) prägten aber auch die inneraristokratische Konkurrenz, die zu gewaltsamen Auseinandersetzungen eskalieren konnte (Stasis, Proskriptionen¹⁰, Fehden, Duellwesen), sowie die häufigen Konfrontationen zwischen Adligen und einem Monarchen, der als Tyrann bekämpft wurde – so in Rom in Gestalt der Konspirationen gegen Caesar und die späteren ‚schlechten‘ Kaiser, im englischen Bürgerkrieg, in der französischen Adelsfronde, in der Verschwörung schwedischer Adliger gegen Gustav III. 1792 und zuletzt im maßgeblich

⁷ Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie* (1969). Frankfurt am Main 1983, 146.

⁸ Zu den Kampfdarstellungen auf attischen Grabgefäßen des 8. Jahrhunderts v. Chr. s. den Beitrag von D. Boschung: „Nie wieder in der Geschichte der antiken Kunst sind Töten und Sterben so akribisch wiedergegeben worden.“ Auch die von Boschung besprochenen späteren Formen der Selbstdarstellung geben die kriegerische Bewährung fast immer zumindest im Hintergrund wieder. – Zur militärischen Bewährung karthagischer Aristokraten s. den Beitrag von P. Barceló in diesem Band. Rom: Nach der Schlacht von Cannae mußten die Zensoren 177 neue Senatoren in die Liste einschreiben, um das Gremium wieder auf die Sollstärke von 300 zu bringen (Liv. 23,23,7).

⁹ *Carmina Epigraphica Graeca* ed. Hansen Nr. 145; Übers.: Joachim Latacz, *Die griechische Literatur in Text und Darstellung*. Bd. 1: Archaische Periode. Stuttgart 1991, 315.

¹⁰ Den Proskriptionen Sullas fielen 40 Senatoren und 1600 Ritter, denen zu Beginn des 2. Triumvirates angeblich 300 Senatoren und 2000 Ritter zum Opfer.

von Aristokraten getragenen Versuch, Hitler am 20. Juli 1944 durch ein Attentat zu beseitigen. „Die meist von Adligen getragene Partei der ‚Patrioten‘ als entschiedene Gegner der ‚Royalisten‘ oder Vertreter des Absolutismus drückt in der Neuzeit diese Grundbefindlichkeit aus.“¹¹

Kultureller Ausdruck von adliger Unabhängigkeit gegenüber nicht selbst gesetzten Normierungen waren demonstrative Regelverletzungen oder – abgeschwächt – Nonkonformismus; „überall demonstrierte der Adel seinen Rang, indem er Denkverbote ostentativ mißachtete“ und „Opposition als Kunst“ übte (G. Walther). Immer wieder gab es neben dem öffentlichen Vorbildsein und der Verhaltensnormierung eben auch das „aristokratische Vergnügen zu mißfallen“ (Baudelaire).¹² Das ‚Sich-selbst-das-Maß-Setzen‘, die Exzellenz in jeder Richtung und die gelegentliche Neigung zur Transgression kennzeichneten dabei in gemischten Adelsgesellschaften wie der römischen eher die ‚Altadligen‘ als die Aufsteiger – ‚Überschießer‘ wie Scipio Africanus, Sulla, Clodius oder Caesar waren sämtlich Patrizier aus alten Geschlechtern.¹³ Bereits im archaischen Griechenland scheint, wie W. Schmitz wahrscheinlich machen kann, die Verhaltens- und Sozialkontrolle, die bäuerlich-dörfliche Gemeinschaften kennzeichnete, in den aristokratischen Häusern nicht so rigide gewesen zu sein. Wenn der thukydideische Perikles daher in seiner berühmten Gefallenenrede jedem athenischen Bürger eine vergleichsweise große Freiheit der Lebensführung bescheinigt¹⁴, überträgt er einen nicht unwichtigen Zug aristokratischer Existenz auf die innere Gestimmtheit der Polis, in gleicher Weise, wie das Aristieideal und die Superiorität gegenüber anderen die ‚Außenpolitik‘ der Polis Athen prägten. Max Weber blieb es vorbehalten, als Merkmal einer echten Aristokratie zu identifizieren, daß

¹¹ Günter Barudio, *Politik als Kultur. Ein Lexikon von Abendland bis Zukunft*. Stuttgart/Weimar 1994, 22 s. v. „Adel“.

¹² Beim Brautwettbewerb um Agariste, die Tochter des Kleisthenes von Sikyon, fiel der Bewerber Hippokleides unangenehm auf, weil er beim Tanzen einen Kopfstand auf dem Tisch machte und mit den Beinen in die Luft schlenkerte (die Griechen trugen bekanntlich keine Unterwäsche). Der Brautvater bemühte sich lange um Contenance, bis es dann doch aus ihm herausbrach: „Sohn des Teisandros, du hast dich um die Braut getanzt!“ Hippokleides aber blieb die Antwort nicht schuldig und sagte: „Das schert den Hippokleides nicht.“ (Hdt. 6.129).

¹³ Treffend der Aufsteiger Cicero (Quinct. 31) über den Cornelier Dolabella: „Wie diese Adligen es zu machen pflegen: Ob sie etwas Rechtes oder etwas Verwerfliches anfangen, in beidem tun sie sich auf eine Weise hervor, daß niemand unseres Standes es ihnen gleichtun kann“ („quem ad modum solent homines nobiles; seu recte seu perperam facere coeperunt, ita in utroque excellunt ut nemo nostro loco natus adsequi possit“).

¹⁴ Thuk. 2.37,2 (Übers. W. Schadewaldt): „Ein freier Geist herrscht in unserem Staatsleben und wirkt auch im täglichen Leben und Treiben aller gegenseitigen Beargwöhnung entgegen. So nehmen wir es unserem Mitmenschen auch nicht übel, wenn er sich einiges zu seinem Vergnügen leistet, und legen uns keine engherzigen Beschränkungen auf, die zwar kein Schade, aber doch ein unerquicklicher Anblick sind.“

diese in den anderen Schichten absichtslos eine „Nachahmung ihrer Geste“ zu evozieren vermag (A. Franzmann).

Zum dritten: Wenn adlige Existenz nach der bekannten Formel bisweilen immer noch gern als „Herrschaft über Land und Leute“ (Otto Brunner) definiert wird, so gerät damit aus dem Blick, daß Adelskulturen gerade nicht an eine bestimmte Produktionsweise und damit Wohlstandsquelle gebunden und in ihrem ökonomischen Handeln auch nicht durchgängig rückständig waren. Zumal in der Antike, aber auch in der Neuzeit finden wir Flexibilität und Innovationskraft im ökonomischen Bereich, die üblicherweise besonders dem englischen Adel zugeschrieben wird, geradezu auf breiter Front. Zwar spielte die Bewirtschaftung des Landbesitzes in der Antike die zentrale Rolle, aber von Anfang an war sie nicht das alleinige ökonomische Fundament und unterlag sie vielfältigen Modernisierungen, die von größeren Grundbesitzern, die auch über zusätzliche Einnahmequellen (Kriegsbeute, Mitgiften u.a.) verfügten, eher vollzogen werden konnten als von ressourcenarmen Subsistenzbauern. Handel und Marktproduktion kamen dazu. Im frühen Griechenland war die maritime Mobilität mit ihren vielfältigen Erwerbsmöglichkeiten durch Seeraub, Kolonisation und Söldnertätigkeit geradezu eine Domäne des (Proto-)Adels, und auch in einem politisch so weit egalisierten System wie der Athenischen Demokratie boten die Existenz des Seebundes und die von ihm ausgehende ökonomische und politische Dynamik und Vernetzung dem Adel so reiche Möglichkeiten, daß seine Integration in den Bürgerstaat zumindest im 5. Jahrhundert weitgehend gelang. Im republikanischen Rom hatten die Nobiles trotz der von der *lex Claudia* (218 v. Chr.) gesetzten Einschränkungen durch ihre Verbindungen zu den *equites* wesentlichen Anteil an den Expansionen und Modernisierungen im ökonomischen Bereich. An Größe und Modernisierungspotential war die Gutswirtschaft, die ein römischer Latifundienbesitzer ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. betrieb, mit der Landwirtschaft eines athenischen Aristokraten auf seinem Streubesitz im 5. Jahrhundert kaum zu vergleichen. In der Kaiserzeit kam auf diesem Gebiet noch nennenswerter technischer Fortschritt hinzu, dem man sich ebenfalls öffnete.¹⁵ P. Barceló erinnert in seinem Beitrag an die maritime, merkantile und raumerschließende Aktivität der karthagischen Aristokratie, die es auch verstand, auswärtige Heiratsverbindungen zu pflegen und zu nutzen, hierin den griechischen Adligen der archaischen Zeit vergleichbar. Die karthagische Elite vermochte selbst die für die staatliche Existenz bedrohlichen Rückschläge zu kompensieren, und angeblich war es die Blüte der karthagischen Landwirtschaft im 2. Jahrhundert v. Chr., was

¹⁵ Vgl. *Helmuth Schneider*, Die Gaben des Prometheus. Technik im antiken Mittelmeerraum zwischen 750 v. Chr. und 500 n. Chr., in: Wolfgang König (Hrsg.), *Propyläen Technikgeschichte*. Bd. 1: Landbau und Handwerk 750 v. Chr. bis 1000 n. Chr. Berlin 1991, 209ff.

Cato zu der Überzeugung brachte, den potenten Gegner ein für allemal aus dem Weg zu räumen. Die Eroberung neuer Kompetenzfelder und Ressourcen durch den Adel als „multifunktionale Elite“ (Walter Demel) in der Frühen Neuzeit, etwa im Bereich der modernen Kriegführung und durch die Kolonialreiche, stellt G. Walther trefflich heraus; das bekannteste Beispiel für ersteres ist sicher Albrecht von Wallenstein. Schon zuvor, im Oberitalien der Renaissance, hatte sich der Adel nach erheblichen Umbrüchen beinahe neu erfunden und definiert: „durch persönliche, ‚objektive‘ Tugenden, durch Klugheit in Krieg, Diplomatie und innere Führungsfähigkeit sowie durch ein Charisma, das aus persönlicher Kultur und Bildung erwuchs, aus der künstlichen Tradition einer durch Gelehrsamkeit zu neuem Leben erweckten Antike“ (Walther). Auch für die lange Epoche der staatlichen Verdichtung in der Frühen Neuzeit galt: „Ökonomie im großen Stil (...) ließ sich mit adligem Standesstolz durchaus vereinbaren.“ Im 19. Jahrhundert war die Fähigkeit der europäischen Aristokratien wie der einzelnen Adligen, sich einer kapitalistisch, technisch und wissenschaftlich geprägten Zivilisation anzupassen, gewiß sehr unterschiedlich ausgeprägt – es gab hier Gewinner und Verlierer, wie im Bürgertum und den Unterschichten auch, und insofern fand eine Egalisierung statt. Doch unter allen Umständen und bis in die tragische Skurrilität hinein – man denke an die seit 1918 emigrierten russischen Aristokraten im Exil – haben die meisten Angehörigen des Adels in allen Epochen Anstrengungen unternommen, um ihren Stand und Status zu halten, zu beweisen oder zumindest öffentlich darzustellen, was angesichts der Langlebigkeit von politisch längst bedeutungslos gewordenen Ämtern und Insignien auch möglich war; die prachtvollen spätantiken Konsulardiptycha kamen gar erst „mit der Agonie der traditionsreichen römischen Institution“ auf (D. Boschung). John Robert Russell, dem dreizehnten Duke of Bedford schließlich blieb es vorbehalten, der Überschuldung des Familiensitzes dadurch zu begegnen, daß er diesen als erster englischer Adliger überhaupt Touristen zugänglich machte.¹⁶

Aristokratien in herrschender beziehungsweise politischer Funktion konnten religiöse Umbrüche offenbar unbeschadet überstehen, d.h. auch danach weiter eine führende Rolle in der religiösen Administration spielen. Das zeigte sich sogar beim säkularen Umbruch zum Christentum, in dessen Verlauf die Rechtgläubigkeit sogar zu einem neuen und entscheidenden Distinktionskriterium wurde (St. Rebenich) und eine Gestalt wie Ambrosius von Mailand als Bischof weit mehr Macht ausüben konnte, als ihm dies selbst in

¹⁶ In der Encyclopedia Britannica (CD-ROM Deluxe Edition 2001, s.v. Bedford) ist zu lesen, der 1917 geborene Duke „developed to the full the commercial possibilities inherent in opening a ‚stately home‘ to the public – adding to the show of magnificent collections of furniture and art treasures a number of popular attractions on the grounds, including the Wild Animal Kingdom, administered by a famous circus family, the Chipperfields“.

einem obersten Rang der Reichsadministration möglich gewesen wäre. Und auch später wußten adlige Familien die Möglichkeiten, die in kirchlichen Institutionen wie den Domkapiteln und anderen Stiften lagen, trefflich zu nutzen, wie J. Süßmann zeigt. Indem der Stiftsadel „die Gelenkstelle zwischen dem Feudalprinzip seiner Herkunft und dem Anstaltsprinzip der Kirche“ bildete, dürfte sein Wirken in dieser Funktion auch eine weitere Modernisierungsfähigkeit des Adels bestätigt und befördert haben, wenn man Modernisierung einmal als die Pluralität von verschiedenen legitimierten und funktionierenden Teilsystemen verstehen will.

In dem Prozeß der Aneignung des Christentums umgedeutete oder neue Werte hatten wie die alten distinktive Funktion. Über die besser bekannten Verhältnisse in der Neuzeit (bis 1800) wäre sehr viel zu sagen, doch liegt das wiederum außerhalb der Kompetenz des Verfassers.¹⁷ Sehr allgemein kann aber festgestellt werden, daß der Adel seinen Platz in der frühmodernen Staatsbildung ebenso gefunden hat wie in der Konfessionalisierung. Schrift-öffentlichkeit, Bildungsschübe und Kapitalismus haben ihm nicht den Gar aus gemacht, und das mobilisierende Konzept der Nation bezog sich zunächst allein auf den Adel.¹⁸ Und „nicht das geringste Mobilitätsmerkmal des neuzeitlichen Adels waren seine soziale Integrations- und seine kulturelle Adaptionsfähigkeit“ (G. Walther). Selbst wo die Aristokratie durch neue Führungskonzepte und -gruppen abgelöst wurde, vermochte sie es schließlich nicht selten, ihre Wertbegriffe und Ordnungsmuster zu übertragen; so übernahm der athenische Demos das Aristieideal älterer Zeit, besonders im Handeln nach außen, und auch Eliten in der bürgerlichen Gesellschaft haben bekanntlich wichtige Habitus- und Repräsentationselemente des Adels adaptiert, ohne daß dies einfach mit dem Wirken des „ehernen Gesetzes der Oligarchie“ (G. Simmel) erklärt werden könnte. Der preußische Adel schließlich verstand es im 19. und frühen 20. Jahrhundert sehr gut, sich mit Hilfe der Medien gleichsam neu hervorzubringen und sich zur Verteidigung seiner Privilegien auf Traditionen und Kontinuitäten zu berufen, die lange nicht so alt und ehrwürdig waren, wie behauptet wurde. Zur Anpassungsfähigkeit des in sich ja oft stark differenzierten Adels trug auch die Fähigkeit bei, die Heterogenität und Prekarität seiner sozialen Lagen durch die „Homogenität geistiger Identitäten und kultureller Praktiken“ (St. Rebenich) zu überwinden.

¹⁷ Vgl. für einen guten Überblick *Gudrun Gersmann*, Art. „Adel“, in: Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 1. Stuttgart/Weimar 2005, 39–54 sowie die folgenden Artikel zu den Komposita.

¹⁸ *Karl Ferdinand Werner*, Art. „Volk, Nation“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 7. Stuttgart 1978, 244. S. auch den Beitrag von Gerrit Walther, Abschnitt VI. – Ähnlich partikular war bekanntlich in der Nachantike zunächst „Freiheit“, so daß sie geradezu als Privileg verstanden wurde; s. *Horst Günther*, *Freiheit, Herrschaft und Geschichte. Semantik der historisch-politischen Welt*. Frankfurt am Main 1979, 74.

Gleichwohl war die Geschichte des Adels in den beiden letzten Jahrhunderten¹⁹ offenkundig durch eine Kette von Abschieden gekennzeichnet – mit einer markanten Ausnahme: der Kultur, verstanden als Kultiviertheit. In der Tat ist mit Max Weber zu fragen, „inwiefern Aristokratien das Keimmilieu für eine Kultur waren, die sich erst in der bürgerlichen Epoche, in der die aristokratisch-ständischen Privilegien bekämpft wurden, in aller Breite hat entfalten können“ (A. Franzmann). Adelig zu sein als Kultur und Haltung, nachdem der Adel im Verlauf des Umbruchs zur Moderne seinen rechtlichen, politischen und ökonomischen Vorrang sowie viele äußere Distinktionsmerkmale verloren hat – das prägte auch das Selbstverständnis seiner nachdenklichen Vertreter. So formulierte Franz Graf von Galen im Jahr 1921: „Was unsere beste Stärke ausmacht, das ist nicht der materielle Besitz, das ist der alte Geist der Ritterlichkeit, den wir von ritterlichen Ahnen ererbt haben.“²⁰ Sein Bruder, der später berühmte Bischof von Münster, skizzierte bei anderer Gelegenheit programmatisch das Ideal einer adligen Existenz, die sich durch Selbstlosigkeit, Unabhängigkeit und Treue definiere, wobei Treue hier das Sich-treu-Bleiben meint. In diesem Sinne verstand Max Weber Aristokratie als „ein spezifisches Milieu, das eine Haltung der Sachtreue und Unerschrockenheit in der Krisenbewältigung hervorbringt“ (A. Franzmann). Innere Unabhängigkeit und Pflichtorientierung waren dabei nicht nur keine Gegensätze, sie verwiesen auch wechselseitig aufeinander. „Adlig zu sein“, so spitzt G. Walther das Ideal zu, bedeutete, „sich nicht befehlen zu lassen, sondern das Nötige aus Einsicht zu tun, aus freien Stücken und zum Nutzen des Gemeinwesens.“

Diese Autonomie sicherte das Soziale. Das adäquate Stichwort für die Beziehung des Aristokraten zu einem Gegenüber ist die Erwartungssicherheit, die sich nach H. Beck aus dem zuverlässigen Bedienen verschiedener sozialer Rollen ergibt.²¹ Der römische Befund ist in hohem Maße verallgemeinerbar: Zumindest dem Anspruch nach zeichneten sich Aristokraten durch die berechenbare, gleichzeitige und öffentliche Erfüllung von politischen, sozialen und religiösen Rollen aus. Welche starken Kräfte aus einer adligen Sozialisation und Tradition erwachsen konnten, zeigt sich sehr deutlich, wenn man die vielfach erfolgreiche Selbstbehauptung adliger Familien in der meritokra-

¹⁹ Vgl. neben der in Anm.1 genannten Überblicksdarstellung zuletzt *Eckart Conzel/Monika Wienfort* (Hrsg.), *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*. Köln 2004; *Heinz Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1999; *Monika Wienfort*, *Adel in der Moderne*. Göttingen 2006; vgl. als Überblick *Charlotte Tacke*, „Es kommt also darauf an, den Kurzschluss von der Begriffssprache auf die politische Geschichte zu vermeiden.“ ‚Adel‘ und ‚Adeligkeit‘ in der modernen Gesellschaft, in: *Neue Politische Literatur* 52, 2007, 91–124.

²⁰ Zit. nach *Gersmann*, *Adel* (wie Anm. 17), 39, auch das unmittelbar Folgende.

²¹ Über die idealisierte und chiffrierte Visualisierung solcher Rollen auf kaiserzeitlichen Sarkophagen s. D. Boschung in diesem Band.

tischen Bundesrepublik nach 1945 betrachtet, die sicher nicht allein auf die Entschädigungen aus dem Lastenausgleich zurückzuführen ist.

So gewiß die von Galen aufgezählten Ideale zu anderen Zeiten und anderswo auch andere waren: Zur historischen Universalie wird Adel als eine genuine Lebensform, die sich ihrer selbst, ihrer Tradition des Herrschens wie ihrer Ansprüche an eine besondere Lebensführung in höchstem Maße bewußt ist.²² Zu dieser Verhaltensregie gehört die Vermeidung des Gewöhnlichen und Gemeinen; unanständige Gebärden und Erwähnungen des allzu Menschlichen waren in der Regel im Code aristokratischer Kommunikation tabuisiert. Max Weber hat, wie A. Franzmann zeigt, die ästhetische Qualität der idealen Stimmigkeit aristokratischer Existenz erkannt und sie bestimmt als innere Haltung, fortwährende Anstrengung und Kultivierung von bestimmten Ausdrucksformen, um allen Situationen gewachsen zu sein und auch gegenüber Rückschlägen Haltung zu bewahren; trainiert werden dafür „körperliche und psychische Selbstbeherrschung, das Vertreiben der Angst und die inszenatorische Selbsterhebung in den Stand derjenigen, die sich den Krisen stellen und sich ihnen gewachsen sehen“.²³ Äußere Form und innerer Wert bilden in diesem Zusammenhang keine Gegensätze. Auch wenn man die Webersche Engführung des Habitus als Ausdruck von Krisenfestigkeit nicht als Passepartout betrachten möchte: Die Einheit von äußerer und innerer Wohlgestalt bleibt ein wesentlicher Bestandteil adligen Selbstverständnisses. Ihr Zusammengehen ist die gedankliche Voraussetzung der Bildnisse schöner und vortrefflicher junger Männer im archaischen und frühklassischen Hellas²⁴ und führt verallgemeinernd zur ästhetischen Dimension einer

²² A. Franzmann stellt in seiner Analyse des Adelskonzepts von Max Weber dessen Prämisse heraus, „daß zur historisch-empirischen Wirklichkeit einer Aristokratie ein normatives Ideal hinzugehört, das diese von sich entwickelt hat“. Das entspricht auch dem historischen Befund am frühneuzeitlichen Adel; s. den Beitrag von G. Walther in diesem Band.

²³ Die Bestimmung des Begriffes Adel bzw. Aristokratie durch diese Habitualisierung und Internalisierung ist sicher nicht ‚up to date‘ und auch deshalb angreifbar, weil sie inhaltlich auf Normen und Selbstbilder, methodisch auf hermeneutische Verfahren fokussiert ist. Doch die in jüngerer Zeit generell bevorzugten konstruktivistischen Konzeptualisierungen mit ihrem starken Akzent auf der kommunikativen Stabilisierung einer sozialen Beziehung stoßen zumindest für die Antike rasch an von der Quellenlage gesetzte Grenzen, wenn es darum geht, Reichweite und Wirkung der Repräsentationsbestrebungen sowie die mit diesen korrelierende Akzeptanz zu bestimmen. Sie an Handlungen abzulesen ist ein probates Verfahren, das aber auch nicht ohne die Annahme von Abbildung und Übersetzung auskommt.

²⁴ Die Kouroi bezeugen D. Boschung zufolge „selbstbewußtes Auftreten in der Öffentlichkeit; sie zeigen durch die konsequente athletische Übung entfaltete Kraft verbunden mit Selbstbeherrschung, Körperpflege und jugendlicher Schönheit; sie demonstrieren internationale Verbindungen zu den mächtigsten Herrschern ferner Länder; Kampfkraft und Kampfesmut, die den Dargestellten vor seinen Zeitgenossen auszeichnet; und endlich – in Verbindung mit der etwa drei Generationen älteren Statue daneben – ein Festhalten an traditionellen aristokratischen Werten und Normen.“

anspruchsvollen aristokratischen Existenz, auf die jüngst noch sogar im Zusammenhang einer Automobilausstellung verwiesen werden konnte.²⁵

Zu dieser Lebensform gehört ein Aspekt, der die beiden genannten Dimensionen – Gruppe und Herrschaft – miteinander verbindet, nämlich die dezidiert öffentliche Existenz des Adels. P. Eich spricht mit Recht von einer „Koppelung von Status und dessen Sichtbarkeit“. Adlige als „Meister der Sichtbarkeit“ (H. Reif) haben so zu agieren, als wären beständig alle Blicke auf sie gerichtet; schon die Helden Homers sprechen deutlich aus, welchem Zwang sie unterliegen²⁶, und so kann ich die Ansicht von W. Schmitz jedenfalls in dieser Generalisierung nicht teilen, es sei dem griechischen Adeligen gleichgültig gewesen, ob er beim Volk ins Gerede kam.²⁷ Die Aristokraten im kaiserzeitlichen Rom zeigen sich mit großem Gefolge auf dem Forum und empfangen Klienten im öffentlichen Teil ihres Hauses, obwohl sie längst keine Wahlkämpfe mehr zu bestreiten haben und ihr Rang sich nach ihrer Nähe zum Kaiser und ihren administrativen Funktionen bemißt. Damit hängt zusammen, was man als Habitualisierung bezeichnen kann: Die Sichtbarkeit wird verinnerlicht, die herausgehobene Position, die Privilegien, aber auch die Anforderungen an einen selbst und die spezifische Haltung erscheinen in höchstem Maße internalisiert. Selbstformung (Körper, Haltung, Gestik, Sprechweise) sind in diesem Zusammenhang sehr wichtig: von der gemessen-schönen Überlegenheit der „Gründersippler“ bei den Akaabir über das

²⁵ Vgl. Hannes Hintermeier, Hybride küsst man nicht, in: FAZ v. 15.9.2007: „Die Europäer bauen die schönsten Autos der Welt. Es liegt eine Schönheitsidee, eine Atmosphäre von Geschmack über diesem Erdteil mit seiner von Aristokraten dominierten Geschichte.“

²⁶ Vgl. Hom. Od. 14,229–239 (Rede eines kretischen *warlords* aus gutem Hause; Übers.: D. Ebener): „Ehe die Söhne Achaias den Boden von Troja betraten, / wirkte ich neunmal als Feldherr von Männern und eilenden Schiffen / gegen fremdstämmige Völker und machte auch üppige Beute. / Reichlich nahm ich davon, und manches erhielt ich noch später / bei der Verlosung. Aufblühte mein Hausstand, schnell wuchs mein Vermögen, / Einfluß und Achtung errang ich dadurch im Kreise der Kreter. / Als nun der weithin schauende Zeus den leidvollen Feldzug / stattfinden ließ, der das Leben so zahlreicher Helden zerstörte, / sollte ich, mit Idomeneus, dem ruhmreichen Fürsten, die Flotte / gegen Ilion führen. Es war mir nicht möglich, dem Auftrag / mich zu verweigern, mich zwang der drohende Vorwurf des Volkes.“ Ähnlich eindrucksvoll und die Habitualisierung bereits klar benennend Il. 6,440–449 (es spricht Hektor; Übers.: D. Ebener): „Ihr entgegnete Hektor, der Held mit dem nickenden Helmbusch: / „All das bewegt auch mich. Doch muß ich furchtbar mich schämen / vor den Männern und langgewandigen Frauen von Troja, / gehe ich, wie ein Feigling, dem blutigen Kampf aus dem Wege. / Auch mein Mut verbietet es mir; denn ich lernte, stets tapfer / mich zu bewähren und unter den Ersten der Troer zu fechten, / um des Vaters Ehre und meine eigne zu retten. / Eines weiß ich genau, es sagt mir Verstand und Empfinden: / Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Troja dahinsinkt, / Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

²⁷ Schmitz bezieht sich in der Tat nicht auf Homer, sondern auf spätere Zeugnisse. Doch Solon frg. 23 und 24 D. zeigen deutlich, daß mindestens diesem Aristokraten sein Bild in der Polisöffentlichkeit nicht einerlei war.

ästhetisierende Körperideal griechischer Aristokraten, die hochcodierten Gesten römischer Nobiles im Umgang miteinander wie mit dem Volk und den Soldaten bis hin zu den im ‚Hofmann‘ („Libro del Cortegiano“) des Baldassare Castiglione (1528) niedergelegten Regeln und Normen, u. a. „grazia“ (Anmut), „misura“ (Ausgewogenheit), „ingenio“ (Geist) und „arte“ (Kunst). Daß die hier formulierte harmonische Ausprägung und Betätigung aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten später von Marx als Lebensideal der klassenlosen Gesellschaft aufgenommen wurde, sei hier nur vermerkt.

Eben dieses Aristokratssein als integrale Lebensform und zugleich als Ideal bietet die Möglichkeit, über die typologisch-vergleichende oder die eine Aristokratie als jeweils ganz eigentümliches Produkt sozialer Beziehungen auffassende Betrachtungsweise hinausgehend so etwas wie eine Kontinuität über die Epochen hinweg nicht nur zu konstruieren, sondern auch partiell aufzuweisen. „Eine Aristokratie“, so formuliert P. Eich treffend, „entsteht nicht Generation für Generation neu, sie bedarf der absichtsvollen und sei es fiktional konstruierten Kontinuität, um sich von einer bloßen Machtelite unterscheiden zu können.“ Es war wohl Moses Finley, der einmal sinngemäß bemerkte, daß ein gebildeter spätantiker Grundbesitzer in Gallien sich der Welt Homers, wie er sie bei der Lektüre der *Ilias* und der *Odyssee* vorgestellt bekam, durchaus nahe empfinden konnte. Insofern die konkrete und als solche natürlich umstandsgebundene aristokratische Existenz schon sehr früh auf positiv besetzte Begriffe gebracht wurde (*aretê*, *virtus*, *sophrosynê*, *elegantia* u. a.), ließ sich – über die Antike hinaus – von den homerischen Adligen bis ins Europa der Moderne ein Bogen spannen. Werner Conze nannte Adel und Aristokratie daher einen geschichtlichen Idealtypus.²⁸ Max Weber in der Lektüre von Franzmann hielt sie für eine Avantgarde der Zivilisation. Daß es eine solche überepochale Traditionsbildung überhaupt geben konnte, war freilich einer Eigenheit des Adels geschuldet, die zunächst ganz anderen, pragmatischeren Zwecken diene: der Schaffung und Bewahrung von Erinnerung. Deren Medien und Praktiken sind bekannt und durch die Ergebnisse der jüngeren Memoria-Forschung gut erschlossen: Namenssystem, Ahnenkult, Heldenlied, mündliche Tradition, Galerie der Vorfahren, Stammbaum, *exempla* vorbildlichen Verhaltens, Familiensitz, Wappen, Münzen, aufwendige Grabmäler und Grablegen, Adelskompendien und Geschichtswerke. Komplementär dazu steht die schriftliche Kodifizierung der Adelsethik und die Schaffung eines Traditionskontinuums. „In jeder Epoche entsteht, indem die ‚Alten‘ ausgelegt werden, die ihr gemäße Schriftgestalt der Adelsdebatte und gibt den Nachfolgenden Anlaß zur Reformulierung: ohne Homer kein Aristoteles, ohne Platon kein Cicero,

²⁸ Werner Conze/Christian Meier, Art. „Adel, Aristokratie“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. I. Stuttgart 1972, 1–48, hier: 2.

ohne das *Corpus Iuris* keine Feudaljuristen, ohne Xenophon keine frühneuzeitlichen Hausväterlehren.“²⁹ Ich muß es hier bei diesen skizzenhaften Hinweisen bewenden lassen und verweise statt dessen auf eine hochinstructive Fallstudie von G. Walther, die zugleich den Brückenschlag von der Antike in die Frühe Neuzeit sinnvoll erscheinen läßt.³⁰ Generell scheint mir für eine universale Definition von Adel als gelebter geistiger Konstruktion der Begriff der historischen Kommunikation hilfreich zu sein, weil er zusätzliche Bedingungen impliziert: „Erst derjenige Krieger ist ein Adliger, der sich seiner Vorfahren rühmt und sein Verhalten an überlieferten Normen ausrichtet, um seinen Söhnen denselben Stolz und dieselben Normen übermitteln zu können“.³¹

Historische Kommunikation durch Wort und Objekt war für die griechischen *aristoi* von Anfang an konstitutiv. Bei Homer erzählen sie von ihren Vorfahren und sind stolz auf ererbte Gegenstände, die aus älterer Zeit stammen. An nicht mehr zuzuordnende Gräber aus mykenischer Zeit knüpften sich seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. kultische Verehrungen, die auch für Gemeinschaften Bedeutung gewinnen und so ein wesentliches Bindeglied zwischen (adligem) Individuum und politischem Verband bilden konnten.³² Es genügt hier, auf den Transfer der Gebeine des Theseus durch Kimon nach Athen zu verweisen.³³ Der Heros und die Heroisierung Verstorbener stellten dann bis in den Hellenismus und die Kaiserzeit hinein für die Griechen eine markante Form von Vergangenheitskonstruktion und -kommunikation dar. Die formative Kraft der historischen Kommunikation zeigt sich ferner eindrucksvoll im Fall der byzantinischen Aristokratie(n), die M. Meier behandelt: Sie ermöglichte das Wiederanknüpfen nach katastrophalen Ab- und Umbrüchen, selbst wenn letztere die physische Existenz und die materielle Grundlage der Adligen mehrfach beinahe ausgelöscht hatten. Generell scheint gerade in Phasen des Umbruchs und der Bedrohung die Mobilisie-

²⁹ *Ludolf Kuchenbuch*, Art. „Adel“, in: Richard von Dülmen (Hrsg.), *Fischer-Lexikon Geschichte*. Frankfurt am Main 1990, 105–120, hier: 107.

³⁰ *Gerrit Walther*, *Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit*, in: *HZ* 266, 1988, 359–385; vgl. auch *Beat Näf*, Art. „Nobilitas“, in: *Der Neue Pauly*. Bd. 15/1. Stuttgart/Weimar 2001, 1070–1084 sowie für ein Fallbeispiel den Beitrag von J. Süßmann (Abschnitt III) in diesem Band.

³¹ *Ernst Nolte*, *Historische Existenz*. München 1998, 394.

³² Zum Heroenkult s. aus der umfangreichen Literatur z. B. *Robin Hägg* (Ed.), *Ancient Greek Hero Cult. Proceedings of the Fifth International Seminar on Ancient Greek Cult*, 21–23 April 1995. Stockholm 1999; *Carla M. Antonaccio*, *An Archaeology of Ancestors. Tomb Cult and Hero Cult in Early Greece*. London 1995; *David Boehringer*, *Heroenkulte in Griechenland von der geometrischen bis zur klassischen Zeit. Attika, Argolis, Messenien*. Berlin 2001.

³³ Vgl. *Martin Fell*, *Kimon und die Gebeine des Theseus*, in: *Klio* 86, 2004, 16–54. Für den Heroenkult als Bindeglied zwischen Aristokraten und Polis aufschlußreich ist *Bruno Currie*, *Pindar and the Cult of Heroes*. Oxford 2005.

rung der – echten oder fingierten – Tradition für den inneraristokratischen Schulterschuß und die ‚Strategien des Obenbleibens‘ eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Die Verselbständigung eines Adels- und Tugenddiskurses erklärt auch ein ansonsten schwer zu verstehendes Phänomen, auf das W. Schmitz hinweist: Die griechische Begrifflichkeit für Adel und die darin mit-schwingenden Wertvorstellungen³⁴ sowie die idealisierende Konstruktion einer ‚Herrschaft der Besten‘ in der politischen Theorie fanden in der sozio-politischen Wirklichkeit von Hellas in archaischer und klassischer Zeit gar kein gleich starkes Vorbild: „Obwohl es der griechischen politischen Theorie zu verdanken ist, daß die ‚Herrschaft der Besten‘ als Aristokratie bezeichnet wird, gab es im archaischen Griechenland trotz einer unangefochtenen sozialen Überlegenheit des Adels kaum stabile und wirkmächtige Aristokratien, die sich formaler, institutionell verankerter Mittel zur Ausübung von Herrschaft bedienten, mit denen sie ‚Gehorsam‘ gegenüber dem von ihnen bekundeten Willen erreichten.“ Zwar hatten, wie auch Schmitz einräumt, die *áristoi* in der Formierungsphase der Polis eine führende Rolle, doch die Umsetzung ihrer unbestrittenen sozialen Prominenz in dauerhafte und stabile politische Herrschaft gelang letztlich nicht beziehungsweise blieb im ‚vorpolitischen‘ Stadium der *dynasteia*, der Herrschaft einer Familie, stecken. Man mag das als „verpaßte Chance“ werten (Schmitz) oder einem „strong principle of equality“ (I. Morris³⁵) in den griechischen Gemeinschaften seit frühester Zeit zuschreiben. Aber Traditionsbildung und Diskurs orientierten sich langfristig eben an den Begriffen und Texten, nicht an der Praxis.³⁶

Gegenüber der Annahme einer historischen Kommunikation haben sich genetisch-evolutionäre Kontinuitätsmodelle als problematisch erwiesen, wie St. Rebenich am Übergang des Spätantiken zum Frühmittelalterlichen Adel zeigt. Wichtig ist aber auch hier der Hinweis, daß sich die neue, etwa merowingische Aristokratie – wie rudimentär auch immer – doch wieder auf die römische Tradition und die Literalität bezog; die Kontinuität wäre also hier weniger im personalen und funktionalen als im kulturellen Bereich zu suchen.

Erneut ist auf die typologisch-universalisierende Perspektive zurückzukommen und auf die sie ausmachenden Felder. Mit der Anpassungsfähigkeit

³⁴ Für diesen von Schmitz nicht behandelten Komplex s. *Brigitte Johanna Schulz*, Bezeichnungen und Selbstbezeichnungen der Aristokraten und Oligarchen in der griechischen Literatur von Homer bis Aristoteles, in: Elisabeth Ch. Welskopf (Hrsg.), *Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt*. Bd. 3: Untersuchungen ausgewählter sozialer Typenbegriffe. Berlin 1981, 67–155.

³⁵ *Ian Morris*, The Strong Principle of Equality and the Archaic Origins of Greek Democracy, in: Josiah Ober/Charles Hedrick (Eds.), *Demokratia*. Princeton, N. J. 1996, 19–48.

³⁶ Für eine Wortgeschichte s. *Anna Huber*, Aristokratie von *ἀριστοκρατία*, in: Welskopf (Hrsg.), *Typenbegriffe* (wie Anm. 34), Bd. 5: Das Fortleben altgriechischer sozialer Typenbegriffe in der deutschen Sprache. Berlin 1981, 78–106.

des Adels in verschiedenen Kontexten zusammen hängt die Frage der Offenheit beziehungsweise Exklusivierung, die ein höchst reizvolles Spannungsverhältnis bilden. Adelskulturen haben verschiedene Optionen entwickelt, die langfristig unverzichtbare kreative Dynamik, die aus der Öffnung gegenüber Aufsteigern erwächst, mit ihrem neophoben Grundreflex zur Abschließung (unter Verweis auf Abstammung, Ebenbürtigkeit, Tradition, zahlenmäßige Überschaubarkeit) zu verbinden.³⁷ Ein immer wieder virulentes Problem dabei war, daß aristokratische Statuskriterien und -symbole teilweise imitier- und erwerbbar waren, weswegen zur Ausgrenzung von Aufsteigern heftige Polemik oder immer feinere Unterschiede bemüht wurden.³⁸ Gegen die Fingierung von Genealogien wurde die Fiktion des besonderen Blutes gesetzt. Der vergleichsweise unfeste, nicht ständisch abgegrenzte oder rangklassenmäßig gegliederte, nur in Ausnahmefällen durch familiäre Systeme und tiefe genealogische Verankerungen³⁹ stabilisierte und ökonomisch wegen der Vereinzelung der Häuser und des Fehlens von Klientelen oder gar grundherrschaftlichen Strukturen zusätzlich labile griechische Adel setzte, wenn überhaupt, früh auf ideologischen und physischen Ausschluß: ideologisch in der Beschimpfung von ‚Neuadligen‘ als minderwertig (so in den Gedichten der Theognis-Sammlung), physisch in der Vertreibung, die allerdings Rivalen, nicht Aufsteiger betraf. Versuche einer Legitimierung adeliger Herrschaft blieben also, wie Schmitz resümiert, in Ansätzen stecken. Der ebenfalls ‚republikanische‘ römische Adel der Republik war durch Selbstergänzung über die Bekleidung von Ämtern ebenfalls ein grundsätzlich offener Personenkreis; gleichzeitig aber genossen die einzelnen Nobiles durch ihre jeweils erreichten Ämter und die dadurch bestimmte Ranghierarchie im Se-

³⁷ In rechtlich und historisch stark differenzierten Adelsgesellschaften konnten solche Exklusivierungsstrategien auch von einzelnen Teilen des Adels angewandt werden, und zwar zugleich nach unten wie nach oben, wie J. Süßmann an der Monopolisierung der Domkapitel durch die Reichsministerialität sowohl gegen den Hochadel als auch gegen den mediaten Landadel zeigt.

³⁸ Das Phänomen der Statusinkongruenz durch die partielle Nachahmung adliger Lebensführung prägt sehr deutlich den Diskurs über die Freigelassenen in der römischen Kaiserzeit. – Vgl. allgemein Uwe Walter, Art. „Statussymbole“, in: Der Neue Pauly. Bd. 11. Stuttgart/Weimar 2001, 937–939.

³⁹ Zur *dynasteia* s. im Beitrag von W. Schmitz. Die genealogische Rückführung auf mythische Heroen war in Hellas wegen ihrer leichten Fingierbarkeit und der Fluidität des Mythos insgesamt wenig wirksam; nur wenige Aristokraten machten sich so viel Mühe, eine echte Genealogie über mehrere rezente Generationen zu erstellen, wie Herophytos (!) aus Chios im 5. Jh.; vgl. John Boardman, *The Archaeology of Nostalgia. How the Greeks Re-Created their Mythical Past*. London 2002, 75 mit Abb. 46. – Zur genealogischen Rückführung auf Kaiser im späten Byzanz s. den Beitrag von Mischa Meier; zu den Verhältnissen in Rom s. Karl-Joachim Hölkeskamp, *Römische gentes und griechische Genealogien* (1999), in: ders., *Senatus populusque Romanus. Die politische Kultur der Republik – Dimensionen und Deutungen*. Stuttgart 2004, 199–217.

nat stabile Exklusivität.⁴⁰ Prestige und Chancen, die ererbt und damit von den aktuell Strebenden nicht zu beeinflussen, sondern nur zu nutzen waren, wurden durch neue Leistungen vermehrt und vermehrten ihrerseits wieder die Möglichkeiten zukünftiger Akteure. Die im Verhältnis zu Griechenland rechtlich und sozial viel stärkere und stabilere Familie mit dem absoluten Machtmonopol des Vaters bedingte sicher einen wesentlichen Unterschied zu den labileren Strukturen in Hellas. Man hat den Eindruck, als hätten die Römer das in Adelsgesellschaften stets prekäre Verhältnis zwischen Erneuerung und Exklusivität, Offenheit und ‚closed shop‘, Wettbewerb und Zusammenhalt lange Zeit ziemlich gut im Gleichgewicht gehalten. So mußten sie nicht zu weiteren, letztlich desintegrativ wirkenden Differenzierungen innerhalb des Adels Zuflucht nehmen, etwa zwischen Erbadel, Dienstadel und Briefadel, wenn auch die Rangunterschiede zwischen ‚Hinterbänklern‘ (*pedarii*) und Konsularen selbstverständlich beträchtlich waren.⁴¹ Im republikanischen Rom bewirkte die Staffellung der Ämter zu einer Laufbahn aber eine dauerhafte Bewegung in der Rangordnung der Aristokratie. Durch das individuelle Streben, nach oben zu kommen, wurden Rang, Status und das aristokratische ‚ranking‘ insgesamt immer wieder modifiziert, ohne daß der Adel damit zu einer ausschließlich ‚aktuellen‘ Funktionselite wurde. Denn zwar waren – anders als im venezianischen Adel nach der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert oder unter den englischen ‚peers‘ – Rang und Status nicht direkt von einer Generation auf die nächste übertrag- oder vererbbar, doch die ‚Macht des Namens‘, die Bilder konsularischer Ahnen und die „Empfehlung durch die Vorfahren“ (*commendatio maiorum*) bedeuteten für die zur Bewährung An tretenden Vertrauensvorschuß bei den Wahlen und Erwartungsdruck im Amt. Zur (erfolgreichen) Strategie der Aufsteiger gehörte es dabei, die Zugehörigkeitskriterien zu verrechtlichen beziehungsweise zu objektivieren (H. Beck). Bei prominenten Aufsteigern, die aus nicht-senatorischer Herkunft gleich ins Konsulat strebten und das auch erreichten (*homines novi*)⁴², scheint das Pochen auf die eigenen Leistungen mit Spitzen gegen den ‚alten Adel‘ verbunden gewesen zu sein, wie sich an Reden des Marius und des frühen Cicero erkennen läßt. An der römischen Nobilität läßt sich im übrigen besonders gut

⁴⁰ Vgl. den Beitrag von H. Beck in diesem Band sowie Rolf Rilinger, *Ordo und dignitas* als soziale Kategorien der römischen Republik, in: Manfred Hettling u. a. (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen.* (Fs. H.-U. Wehler.) München 1991, 81–90.

⁴¹ Sie andererseits nicht zu überschätzen mahnt Francis X. Ryan, *Rank and Participation in the Republican Senate.* Stuttgart 1998.

⁴² Vgl. Joseph Vogt, *Homo Novus. Ein Typus der römischen Republik.* Stuttgart 1926; Hermann Strasburger, Art. „Homo Novus“, in: RE 17/1, 1936, 1223–1228; Peter A. Brunt, *Nobilitas und Novitas*, in: JRS 72, 1982, 1–17; Sven Günther, *Nobilitas und novitas. Anspruch und Wirklichkeit sozialer Mobilität in der römischen Oberschicht*, in: *Der altsprachliche Unterricht Latein, Griechisch* 49, 2006, H. 1, 14–23.

auch die in allen Adelsgesellschaften vorzufindende Spannung zwischen Fragmentierung und Wettbewerb einerseits, Solidarisierung und Standeskomment andererseits studieren.⁴³ Auch im byzantinischen Adel, der hierin seinen antiken Vorbildern und Vorgängern ähnelte, resultierte „aus der mangelnden Geschlossenheit und fehlenden inneren Kohärenz (...) eine permanente Dynamik“, die zugleich von Versuchen geprägt war, „diese Offenheit zu begrenzen und zu stärkerem Zusammenhalt zu gelangen“ (M. Meier). Daß dieses Spannungsverhältnis die Einpassung des jeweiligen Adels in Staatsbildungsprozesse beziehungsweise die Chancen einer Monarchie auf dauerhafte Durchsetzung maßgeblich mitbestimmte, liegt auf der Hand. Im Fall des Byzantinischen Reiches wirkte sich die vollständige Neuschaffung des Senats durch Konstantin in zweierlei Weise aus: in – verglichen mit dem Westen – erheblich besseren Aufstiegschancen und einer noch größeren Abhängigkeit dieser Aristokratie vom Kaiser (St. Rebenich).

Die ‚republikanischen‘ antiken Beispiele zeigen aber auch, daß für die Herrschaftsfähigkeit eines Adels im politischen Bereich offenbar auch eine Herrschaftseinübung im engeren sozialen Bereich Voraussetzung war – und deren Akzeptanz von der anderen Seite. So entließen die relative Vereinzelung des aristokratischen Oikos in Nachbarschaft und Gemeinde und das Fehlen klienteler Bande zu den Bauern und Dörfern die griechischen *áristoi* aus der Pflicht, tagtäglich verträgliche Einstellungen und Kommunikationsformen gegenüber den Menschen ‚unten‘ zu entwickeln. Sie waren nicht gezwungen, jene Mischung aus Autorität, Jovialität und Zuwendung einzuüben, die einem römischen Nobilis, der Patron war und sich für seine Karriere zugleich der Volkswahl zu stellen hatte, in Fleisch und Blut übergegangen war und die er nur bei Strafe des individuellen Absturzes oder des kollektiven Legitimitätsverlustes⁴⁴ vernachlässigen konnte. Eben weil die Reziprozität zwischen Adel und ‚Volk‘ von Ungleichheit geprägt war, die „zum Keim einer Mißachtung der Autonomie des Gegenübers und eines Zusammenbruchs der Sozialität überhaupt werden können“ (A. Franzmann), bedurften Aristokraten im sozialen Bereich einer besonderen Affektkontrolle. Das galt besonders für Griechenland in hellenistischer Zeit, als die „Ersten“ einer Stadt an Wohlstand, Einfluß und Patronagekapazität turmgleich hervor-

⁴³ Auch im rechtlich viel stärker untergliederten deutschen Adel der Frühen Neuzeit dürften adlige Korporationen stabilisierend gewirkt haben: Familien, die prinzipiell den gleichen adligen Rang und den gleichen Zugang zu Herrschaft und Vermögen für sich in Anspruch nahmen, die entsprechend heftig konkurrierten und in Gefahr standen, einen Kampf aller gegen alle zu beginnen – solche Familien in einer Korporation zu vereinigen und ihre Vertreter mit Hilfe einer geregelten Ämterlaufbahn in eine eindeutige, doch befristete, klare, doch in Fluß befindliche Reihenfolge zu bringen, darin könnte eine wichtige soziale Funktion der Domkapitel bestanden haben (J. Süßmann).

⁴⁴ Dazu glänzend Jürgen von Ungern-Sternberg, Die Legitimitätskrise der römischen Republik, in: HZ 266, 1998, 607–624.

ragten, gleichwohl aber ebenso wie die sie Ehrenden auf die Regeln des ‚demokratisch‘ Sagbaren festgelegt waren. „So sehr die herausgehobenen ‚Wenigen‘“, bilanziert P. Scholz, „persönlich auf Distinktion aus waren, so gering waren ihre Versuche, eine eigene, für sich abgeschlossene Klasse zu bilden, die sich vom Demos absetzte und abgrenzte.“

III.

Zu den universalen, zugleich zum Vergleich herausfordernden Gesichtspunkten aristokratischer Existenz gehört das Verhältnis zu politischen Größen, die sich signifikant anders begründeten. Relativ schnell fertig ist man dabei mit dem Charismatiker, sofern man diesen als einen echten begreift. Denn Alexander d. Gr. und Hannibal hatten zwar zweifellos charismatische Züge, die ihre Stellung gegenüber ihrem aristokratischen Umfeld zu prägen vermochten. Aber Alexander war eben auch und primär König von Makedonien und Hannibal, wie P. Barceló betont, doch Amtsträger oder zumindest Beauftragter des karthagischen Staates. Einen Sonderfall bilden die unruhig-formativen Jahre des frühen Hellenismus; die in dieser Phase aus der Reihe der „Gefährten“ Alexanders heraustretenden Heerführer und Reichsgründer lassen sich mit H.-J. Gehrke als Charismatiker begreifen, aber ihr Weg führt gerade von der Aristokratie weg hin zur Monarchie.⁴⁵ In ‚weberianischer‘ Reinkultur finden wir das Charismatikertum im Verhältnis zu einer Aristokratie wohl nur an wenigen Stellen: im Konflikt der jüdischen Aristokratie mit Propheten wie Johannes d. Täufer und mit Jesus sowie beim Aufstieg Mohammeds. Allerdings sei eingeräumt, daß auch in polytheistischen Systemen Aristokraten auf dem Feld der Religion neben traditionellen und eher egalisierenden Rollen (Priesterfamilien bzw. Priesterkollegien) auch individuelle Exklusivität in Anspruch nehmen konnten, indem sie eine besondere Nähe zu mächtigen oder gar den höchsten Gottheiten in Anspruch nahmen; P. Barceló verweist mit Recht auf Hannibal und Scipio Africanus; zu denken ist dabei auch an Sulla und die spätrepublikanischen Dynasten.

Ebenfalls ein Sonderfall, nämlich zunächst nur im demokratischen Athen virulent, war die Beziehung zwischen Aristokratie und herrschendem Demos (s. den Beitrag von W. Schmitz). Hier zeigt sich, daß die Aristokraten entweder ihre Distinktion, die sie im privaten und sozialen Bereich pflegten, auf dem politischen Feld zum Verschwinden bringen (durch demonstrative Anpassung in Habitus und Kommunikationsformen) oder aber den Umsturz und die gewaltsame Oligarchisierung der Verfassung versuchen mußten, was aber angesichts der Einwurzelung der demokratischen Bürgerstaatlichkeit

⁴⁵ Vgl. *Hans-Joachim Gehrke*, Der siegreiche König. Überlegungen zur hellenistischen Monarchie, in: *AKG* 64, 1982, 247–277.

selbst in extremen Krisensituationen wie 411 und 404/03 nicht von Dauer sein konnte. „Die griechischen Aristokraten“, so verallgemeinert P. Scholz die Befunde aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., „waren weder willens noch imstande, gegen die zumindest formal und in den Institutionen auch in hellenistischer Zeit noch nach wie vor bestehende Herrschaft des Volkes eine einheitliche Selbstbezeichnung für sich zu entwickeln und sich so auch machtpolitisch als Kollektiv gegenüber dem Demos durchzusetzen.“ Als sich durch verschiedene Umstände dann ab dem 4. Jahrhundert und verstärkt im Hellenismus die soziale und ökonomische Kluft zwischen den ‚Wenigen‘ und dem Demos noch verstärkte und zudem der für die Polis lebenswichtige Zugang zu einem hellenistischen Monarchen von Einzelnen ermöglicht wurde, gab es nun bezeichnenderweise keine Re-Aristokratisierung, sondern die ‚Wenigen‘ wurden als Honoratioren zu „demokratisch gesinnten Oligarchen“ (Scholz), zu Leuten, die weiterhin dem Bürgerideal des persönlichen Einsatzes für das Gemeinwesen huldigten, nun aber dafür – anders als im 5. Jahrhundert – individuelle Ehren und auch beträchtlichen politischen Einfluß erlangten.⁴⁶ Zu fragen ist hier allerdings, ob die von Scholz herausgestellte *paideia* in diesem Zusammenhang nicht eher inklusiven als exklusivierenden Charakter hatte, weil sie ja gerade durch ihre Standardisierung und ihre öffentliche Bereitstellung im Gymnasion jedenfalls potentiell weit gestreut sein konnte. Während tendenziell exklusive Adelsgesellschaften wie die römische Nobilität stärker auf familiäre Sozialisation als auf imitierbare Bildung setzten⁴⁷, schlug im Hellenismus auf diesem Feld trotz der faktischen Oligarchisierung der Politik wohl doch noch die bürgerstaatliche Tradition durch.

Anders stellte sich die Situation natürlich dar, sobald ein Monarch im Spiel war. In der Regel war er historisch und seinem Selbstverständnis nach aus dem Adel hervorgegangen, und beider allgemeine Wertorientierungen unterschieden sich deshalb nicht prinzipiell.⁴⁸ In der Sicht des Adels der Frühen

⁴⁶ Wer die Frage, wie diese Akteure „gesinnt“ waren, aus methodischen Gründen lieber offenlassen möchte, könnte auch von „demokratiekonform handelnden Oligarchen“ sprechen: Weil eine Alternative zum bürgerstaatlich-demokratischen Rahmen des politischen Handelns weder begrifflich zu definieren war (die Oligarchie blieb, wie auch Scholz feststellt, immer ein verblüffend unterbestimmtes Phänomen) noch ohne Umsturz und Bürgerkrieg dauerhaft organisiert werden konnte, suchte man die Potentiale einer Oligarchisierung von Führung und Ehre im Rahmen des Bestehenden auszunutzen. Die inhärent ‚kommunikative‘ Demokratie, die Verdienste und Ehrungen ihrer ‚guten Bürger‘ immerfort besprach und dokumentierte, bot den ‚Wenigen‘ hier sogar mehr Repräsentationsmöglichkeiten als ein traditionelleres System, in dem das Wirken der Elite womöglich viel weniger sichtbar war.

⁴⁷ Diese wurde gelegentlich sogar behindert, wie etwa das Edikt gegen die lateinischen Rhetoren 92 v. Chr. zeigt (Suet. gramm. 15; Cic de or. 3,93).

⁴⁸ Wenn D. Boschung in seinem Beitrag feststellt, daß die auf den kaiserzeitlichen Sarkophagreliefs verbildlichten „Normen nicht vom Senatorenstand autonom entwickelt, sondern vielmehr durch die Prinzipatsideologie vorgegeben“ waren, so trifft das sicher zu, doch die hieraus erwachsene Spannung dürfte nicht sehr groß gewesen sein.

Neuzeit bildete „der Fürst den Kopf des Systems von Regeln, die zusammen den adligen Code konstituierten“ (G. Walther). Doch die verschiedenen politischen Systeme unterschieden sich hinsichtlich der Nähe oder Ferne des Adels zum Monarchen sehr erheblich und waren darüber hinaus gerade in diesem Punkt oft beträchtlichen Veränderungen unterworfen. So blieb die griechische Tyrannis so sehr aristokratische Machtausübung, daß sie nur auf Sizilien Monarchie wurde und sich auch dort zu ihrer (zeitweiligen) Festigung einer ziemlich rohen Kombination von Unterdrückung und Belohnung bedienen mußte.⁴⁹ Dem römischen Kaiser war in seinem „Empire of Honour“⁵⁰ die Aristokratie mit ihrer Herrschaftsroutine lange, bis ins 3. Jahrhundert, ganz unentbehrlich⁵¹, und ihre Lebensformen und tradierten Wissensbestände, nunmehr in Buchform handlich vermittelbar, prägten noch in der Spätantike die neuen, aus dem Militär und der Administration herangezogenen Funktionseliten.

Das Verhältnis etwa des achämenidischen Königs zum persischen Kriegeradel⁵² und des römischen Kaisers zur senatorischen Aristokratie gehorchte mehreren Regularien zugleich: Da waren der Zwang zur Sicherung der monarchischen Stellung gegenüber den einstigen Standesgenossen und das prekäre Gleichgewicht zwischen einerseits der Suprematie des Herrschers,

⁴⁹ Zur Tyrannis s. zuletzt bilanzierend *Elke Stein-Hölkeskamp*, Tirannidi e ricerca dell'*eunomia*, in: Salvatore Settis (Ed.), *I Greci. Storia, cultura, arte, società. Vol. 2/1: Una storia greca. Formazione [fino al VI secolo a.C.]*, Turin 1996, 653–679.

⁵⁰ Leider sah sich Jon Lendon aus zeitlichen Gründen außerstande, seinen temperamentvollen Vortrag „Explaining the power of municipal oligarchy under the Roman Principate“ in eine druckbare Form zu bringen; vgl. aber *ders.*, *Empire of Honour. The Art of Government in the Roman World*, Oxford 1997.

⁵¹ *Aloys Winterling*, ‚Staat‘, ‚Gesellschaft‘ und politische Integration in der römischen Kaiserzeit, in: *Klio* 83, 2000, 93–122. Winterling hat außerdem über diesen bekannten Zusammenhang hinausgehend jüngst in einer *retractatio* von Mommsens These einer Dyarchie von Kaiser und Senat dafür plädiert, das politische System des Kaiserreiches als tatsächliches Nebeneinander von zwei Legitimitäten zu betrachten: der traditionellen Legitimität der Aristokratie und der macht- und akzeptanzgestützten Legitimität des Herrn über das Heer, der aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen ist und sich *princeps* nennt. Daraus habe sich dann die doppelbödige Kommunikation zwischen beiden ergeben, die so hochgradig störungsanfällig war, weil die Ausrichtung auf den Kaiser, vor allem die zentrale Bedeutung der Loyalität, auch die inneraristokratischen Kommunikationsbedingungen natürlich völlig veränderte. Die Stilisierung des Kaisers zum ‚Superaristokraten‘ vermochte das Gefälle nicht zu camouflieren; vgl. *ders.*, Dyarchie in der römischen Kaiserzeit. Vorschlag zur Wiederaufnahme der Diskussion, in: *ders./Bernd Seidensticker* (Hrsg.), *Theodor Mommsens langer Schatten. Das römische Staatsrecht als bleibende Herausforderung für die Forschung*, Hildesheim 2005, 177–198.

⁵² Herodot führte das Problem in die griechische Reflexion ein: 1,96–101 (Deiokes); 3,80–83 (Dareios); s. *Uwe Walter*, „Da sah er das Volk ganz in seiner Hand“: Deiokes und die Entstehung monarchischer Herrschaft im Geschichtswerk Herodots, in: *Mischa Meier u.a., Deiokes, König der Meder. Eine Herodot-Episode in ihren Kontexten. (Oriens et Occidens, 7.)* Stuttgart 2004, 75–95.

die für die Autorität gegenüber dem Gesamtsystem ‚Reich‘ unabdingbar war, und andererseits der fortgesetzten Kommunikation mit den privilegierten Häusern, die eine Behandlung als *pares* erwarteten. Dabei wurden auch immer wieder das Selbstbewußtsein und das Verhalten der Aristokraten – zwischen unwürdiger Kriecherei und unproduktiver Verstocktheit – zum Thema, und ein Kaiser wie Augustus suchte umgekehrt auf das Verhalten der Aristokratie durch Sanktionen und Belohnungen massiv einzuwirken.⁵³ In beiden Fällen waren Spannungen nicht selten. Sie traten natürlich auch dann auf, wenn familiäre oder politische Traditionen Senatoren zu widerständigem Verhalten und vorangegangene Gewaltakte einen Kaiser zur Rache veranlaßten; eine „generelle Feindschaft der Principes gegen den Senat oder die Senatoren läßt sich in aller Regel jedoch nicht zeigen“ (P. Eich). Im Verlauf der byzantinischen Geschichte war die Polarität zwischen Kaiser und Adel geradezu konstitutiv, wobei letzterer in einigen Phasen nahezu ausgelöscht wurde und neu konstituiert werden mußte (M. Meier). In die gleiche Richtung wirkten der theokratische Charakter des byzantinischen Kaisertums und die ausgeprägte Ausrichtung des Reiches auf die Hauptstadt Konstantinopel. Das Wiedererstarken der Aristokratie in den Regionen gelang dann zwar, doch auf Kosten der nachgeordneten Bevölkerung, was wiederum die Fähigkeit des gesamten Reiches wie der Zentrale zur Selbstbehauptung schwächte. Die Verhältnisse im Byzantinischen Reich erinnern daran, daß das Verhältnis zwischen Monarch und Aristokratie eine Spannung zwischen Zentrum und Peripherie enthalten konnte. Auch ein Nebeneinander von Hof- und Regionaladel mit ganz verschiedenen Ausrichtungen läßt sich am späten Byzanz gut studieren. Anders als man vermuten könnte, hatten Fürsten in der Regel kein Interesse daran, den hohen Adel zu demütigen, durch nobilitierte Aufsteiger zu ersetzen oder nach unten zu nivellieren, weil das ihrem eigenen Rang Schaden zugefügt hätte; jedenfalls galt das über weite Strecken für die Frühe Neuzeit (G. Walther). Es genügte ihnen, die politische und kulturelle Ausrichtung des Adels so zu lenken, daß von diesem keine Gefahr ausging; Norbert Elias hat diese Mechanismen in „Die höfische Gesellschaft“ (1969) beschrieben. Von einem Prozeß der Zurückdrängung des Adels durch die Fürsten kann generell keine Rede sein, zumal kein Territorium ohne die von jenem unterhaltenen Netzwerke beherrscht werden

⁵³ Vgl. den Beitrag von P. Eich in diesem Band sowie aus jüngerer Zeit Helmut Halfmann, *O homines ad servitutum paratos! Zum Verhältnis von Monarchie und Aristokratie im kaiserzeitlichen Rom*, in: Jörg Spielvogel (Hrsg.), *Res Publica Reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der römischen Republik und des frühen Prinzipats*. Studien zum 75. Geburtstag von Jochen Bleicken. Stuttgart 2002, 227–244; Maria Dettenhofer, *Herrschaft und Widerstand im augusteischen Principat. Die Konkurrenz zwischen res publica und domus Augusta*. (Historia, Einzelschriften, 140.) Stuttgart 2000; Meinolf Vielberg, *Untertanentopik. Zur Darstellung der Führungsschichten in der kaiserzeitlichen Geschichtsschreibung*. (Zetemata, 95.) München 1996.

konnte. Grundlegend anders war das nur im Osmanischen Reich, das jedenfalls in seiner besten Zeit ein „Imperium ohne Adel“ darstellte. Rußland von Iwan IV. bis Peter I., die islamischen Reiche Indiens und das frühe Britisch-Indien besaßen „adlige Eliten“, jedoch nur auf der Lokal-, kaum auf Reichsebene.⁵⁴

Auch Reichsneubildungen konnten oft nur dann dauerhaft erfolgreich sein, wenn das Verhältnis zwischen Adel und Fürst produktiv und zugleich stabil austariert war; daß dies Zeit in Anspruch nehmen konnte und meist auch besonderer Persönlichkeiten bedurfte, zeigen die Karrieren von Philipp II. von Makedonien oder des Vandalen Geiserich, aber auch der Aufstieg von Alexios I. Komnenos im schwer angeschlagenen Byzantinischen Reich um 1100 (M. Meier).⁵⁵ Und selbst in diesen Fällen gelang die Transformation eines Alpha-Warlords in einen auch vom Adel anerkannten Monarchen nicht ohne Friktionen. Maßgeblich für das Verhältnis war in mehreren Systemen ferner die Ermächtigung des Monarchen, die Zusammensetzung des Adels durch Kommendation, Patrizierernennung, Vermögensaufstockung, Belehnung, Beförderung oder Nobilitierung zu beeinflussen, obwohl das nicht immer dauerhaft loyale Anhänger schuf – zu prägend waren die auf Autonomie und Selbstbewußtsein ruhenden Komments, welche die ‚Neuen‘ oft besonders eifrig übernahmen.⁵⁶ Die Praxis der Erhöhung und Ergänzung durch den Monarchen gehorchte gewiß der „biologischen Wahrheit, daß jede aristokratische Statusgruppe auf die Aufnahme von Neulingen angewiesen war, um überleben zu können“ (P. Eich), sie konnte auch die Binnendifferenzierung innerhalb des Adels, etwa das besondere Selbstbewußtsein der ältesten Familien, verstärken.⁵⁷ Für die Angehörigen des persischen Stammesadels blieb der König Persiens – nicht der Großkönig! – Stammesgenosse aus ihrem gesellschaftlich privilegierten Kreis (H. Klinkott), herausgehoben durch den Besitz der *farah*, einer göttlichen Aura. In diesem Fall ist sogar die aitiologische Erzählung für das Privileg dieses Krei-

⁵⁴ Demel, Spezifika (wie Anm. 3), <16> und <38>.

⁵⁵ Für das Perserreich der Achämeniden s. H. Klinkott in diesem Band; er bilanziert, „daß der persische Adel nicht nur eine gesellschaftliche Elite des Stammlandes und des Reiches war, sondern in seiner durch den Großkönig bestimmten hierarchischen Struktur auch die Ordnung des Reiches mit allen seinen Ländern und Völkern repräsentierte“.

⁵⁶ Die von P. Eich für die römische Kaiserzeit formulierte Feststellung dürfte vorsichtig verallgemeinerbar sein: „Das Gremium beziehungsweise die Gemeinschaft, die das Gremium konstituierte, formte daher wesentlich den Habitus seiner Mitglieder, auch und gerade der neu hinzukommenden, die auf der Suche nach Orientierung vorhandene soziale Verhaltenskodizes in der Regel willig aufgesaugt haben dürften.“

⁵⁷ Bekanntlich fühlte sich Bismarck – bei aller Ergebnisheit gegenüber „seinem“ König – den Hohenzollern nach Abstammung ebenbürtig, da seine Familie seit dem 14. Jahrhundert in der Mark Brandenburg ansässig war; vgl. Lothar Gall, Bismarck. Der weiße Revolutionär. Frankfurt am Main 1983, 28.

ses noch greifbar.⁵⁸ Ein wichtiges Distinktiv war in diesem Zusammenhang auch die – eben nicht dem gesamten Adel gewährte – Ebenbürtigkeit mit der/den regierenden fürstlichen Familie/n; ihretwegen „ließe sich das persische Königtum aus der Sicht dieses ‚Hochadels‘ als eine Monarchie beschreiben, die das Sprachrohr und die personifizierte Verdichtung einer aristokratischen Regierung ist“ (H. Klinkott). Das Selbstbewußtsein dieses Kerns überstand offenbar auch die mit dem Wachsen des Reiches notwendig gewordene Erweiterung des Kreises der „an Ehre Gleichen“ durch Adlige anderer Reichsethnien.

Eng verbunden mit dem Verhältnis eines Adels zur Monarchie war in vielen Fällen seine Einbindung in territoriale Herrschaften bis hin zur staatlichen Administration – personal und unbürokratisch im Hellenismus in Gestalt der Philoi und Hetairoi des Königs, in Ansätzen protobürokratisch und stärker formalisiert in der Hohen Kaiserzeit⁵⁹, stärker dann noch bei der in zahlreiche Rangklassen und Funktionen ausdifferenzierten Aristokratie der Spätantike, die ihre Würde behielt, aber viele Funktionen zumal in der Reichsverwaltung verloren hatte. Kaisernähe, kaiserlicher Dienst und Patronage blieben aber konstitutiv für die Rangzuweisung.⁶⁰ Fraktionsbildungen innerhalb der Aristokratie richteten sich dementsprechend in der römischen Kaiserzeit an Hofgruppierungen aus, die zum Teil für verschiedene Nachfolgeoptionen standen. Schwerwiegende Legitimitätseinbußen des Kaisers konnten an der Peripherie, das heißt in den Provinzen, in eigenmächtigem Handeln militärischer Befehlshaber aus der Aristokratie gipfeln, doch diese führten in der Regel zur Usurpation der Gesamtmacht⁶¹, nicht zur Sezession einer Region. Letztere war demgegenüber für das Achämenidenreich kennzeichnend.⁶² Hier kam es auch zu einer latenten Polarisierung zwischen dem

⁵⁸ Bezeichnenderweise codiert die (persische) Tradition die Entscheidung, welcher der sieben Verschwörer gegen den falschen Smerdis König werden soll, als ein Gottesurteil; vgl. Hdt. 3,84–88.

⁵⁹ Vgl. *Peter Eich*, Zur Metamorphose des politischen Systems in der römischen Kaiserzeit. Die Entstehung einer „personalen Bürokratie“ im langen dritten Jahrhundert. (Klio, Beihefte, NF, 9.) Berlin 2005.

⁶⁰ St. Rebenich hebt hervor, daß der spätantike Hof einen entscheidenden Beitrag zur Konstituierung des Adels leistete, indem er im Laufe des 4. Jahrhunderts n. Chr. eine Rangordnung entwickelte, die das traditionelle städtisch-republikanische Rangsystem reichsweit modifizierte und differenzierte. Der Hof des Kaisers diente dabei zugleich „der Nobilitierung der nichtaristokratischen Favoriten und der Domestizierung der aristokratischen Elite durch die Integration in ein vertikal differenziertes Rangsystem“.

⁶¹ Vgl. *Egon Flaig*, Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich. Frankfurt am Main/New York 1992.

⁶² Anders als im Römischen Reich unterstrichen hier die jeweils mobilisierten Truppeneinheiten nicht nur den gesellschaftlichen Stand ihres Befehlshabers, sondern die Strategen selbst repräsentierten als militärische Anführer der Völkerschaften das achaimenidische Reich in allen seinen Teilen. Das stärkte bei schwacher Zentrale natürlich die Separationsoption.

Hofadel, der die Reichseinheit zu erhalten und den Großkönig zu stärken, aber zugleich auch zu kontrollieren bestrebt war, und den als Satrapen fungierenden Reichsadligen; deren Entfernung zu den königlichen Residenzen „begünstigte ihr Verlangen, die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit auch territorial zu verfestigen“ (H. Klinkott).⁶³ Nicht die Monarchie, wohl aber der einzelne Monarch sah sich durch beide Gruppen gefährdet, und nur in dem versammelten Reichsaufgebot waren beide vereint fest an den Großkönig gekettet. Ein Teil der militärischen Dynamik des (frühen) Achämenidenreiches dürfte sich aus dem prekären Verhältnis zwischen König und Adel ergeben haben. Gleichwohl gelang es den Königen offenbar, einen wesentlichen Teil aristokratischer Existenz zu absorbieren: die öffentliche und individualisierende Selbstdarstellung in Kunst und Architektur. War das so, weil für eine solche „nach persischem Verständnis kein ‚öffentlicher Raum‘ zur Verfügung stand, sondern dieser als Teil des Reiches stets königlich war“ (H. Klinkott), oder fehlte es für eine dauerhafte adlige Selbstdarstellung schlicht an eigenwüchsigen Traditionen und griechischer Anregung, etwa in Gestalt der Bildniskunst?

In ‚republikanischen‘ Ordnungen konnten sich Fraktionsbildungen im ansonsten gemeinsam regierenden Adel verstetigen und auch verhärten, wenn grundlegende politische Optionen im Spiel waren, wie etwa in Karthago zwischen einer ‚afrikanischen‘ und einer ‚maritimen‘ Ausrichtung (P. Barceló). In der römischen Republik waren solche Gruppierungen kurzfristiger und um einzelne Personen oder Tagesfragen zentriert, während es in den griechischen Stadtstaaten nur in Ausnahmefällen um inhaltliche Streitfragen ging.

IV.

Eine spannende Aufgabe für das Denken bildet der Anfang von Adel und Aristokratie (trotz Jacob Burckhardts eindringlicher Warnung vor solchen Bemühungen⁶⁴). Klaus Müller hat hierzu einen kühnen Entwurf vorgelegt, der im Rahmen der hier formulierten bilanzierenden Überlegungen eine ein-

⁶³ Eine Abwendung von der Zentrale vollzog auch der spätrömische Adel in Gallien, doch mündete dies nicht in eine Sezession, sondern in einen individuellen Dissoziierungsprozeß: „Im Westen des Reiches“, so St. Rebenich, „dispensierten sich viele Senatoren seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert von ihren Pflichten für das Imperium, profitierten aber zugleich durch ihren Rang von ebendiesem Imperium, ohne in irgendeiner Weise zu seinem Erhalt beizutragen; im Gegenteil: Ihr egoistisches Handeln destabilisierte die bestehenden Strukturen der kaiserlichen Herrschaftsausübung dauerhaft.“

⁶⁴ „Überall im Studium mag man mit den Anfängen beginnen, nur bei der Geschichte nicht. Unsere Bilder der Anfänge sind meist doch bloße Constructionen (...), ja bloße Reflexe von uns selbst.“ (Jacob Burckhardt, *Studium der Geschichte*, Neues Schema, zit. nach: ders., *Werke*. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 10. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Peter Ganz. München/Basel 2000, 135.

gehendere Besprechung als die übrigen Beiträge fordert. Zunächst zeigt Müller als Ethnologe an der Entstehung und Phänomenologie von Geronten, Gêarchen und „Gründersipplern“, bei denen neben ihrer durch Seniorität, magisch-rituelle Kompetenz und überlegenes Wissen gekennzeichneten Autorität auch eine als ursprünglich gekennzeichnete Erstverfügung über den Boden eine wichtige Rolle spielt. Ob einer der Vorrangmaßstäbe dabei primär war und die anderen nach sich zog, läßt sich selbstverständlich nicht ermitteln. In Müllers Darstellung, die notwendigerweise mit Kategorien und Begriffen operieren muß, die der Aufschließung historischer Gesellschaften entlehnt sind, treten neben die Verfügung über die Ressourcen und eine besondere zugeschriebene Befähigung auch bereits Züge eines aristokratischen Habitus und distinktiver Selbst- bzw. Fremdzuschreibungen: Gepflegte Körperlichkeit, ‚adlige‘ Tugenden, Ehre, Großzügigkeit, Erfolg, Vitalkraft, Tapferkeit im Kampf, überlegene Redefähigkeit, Wortführung in der Versammlung und Selbstdisziplin verleihen diesem Adel in dessen eigenen Augen „sowohl ein sicheres Selbstbewußtsein und gemessene Würde als auch eine Art hoheitlicher Schönheit“, wie sich besonders bei den Akaabir in der nordwestindischen Kashmir-Region zeigt. Auch die Vorstellung von einer Erbllichkeit dieser Eigenschaften und Befähigungen und damit ihrer eine Exklusivität begründenden physiologischen Verdinglichung findet sich schon hier, ebenso die Legitimation durch göttliche Abkunft und die Verfügung über die Geschichte in Gestalt der Exempla der Ahnen, die falls nötig aufgerufen werden können. „Um ihrer Vorrangstellung gebührend Ausdruck zu verleihen, achteten sie auf den Erhalt ihrer Erbsubstanz, pflegten einen besonderen, auf Dignität und Ästhetisierung bedachten Lebensstil und agierten *im Zentrum der Gesellschaft*, wo alle Welt sie sah und sich an ihrem Vorbild messen konnte“ – man meint, die ideale Summe aller definierenden Elemente von Aristokratie beinahe als anthropologische Notwendigkeit und jedenfalls naheliegende Formierung in einer sehr ‚frühen‘ Vergesellschaftung bestätigt zu finden. Bis in die Details hinein führen, so scheint es, ‚kurze Wege‘ von Müllers präzisem, primordialem Musterbuch zu historischen Frühformen in der Antike: von den Gêarchen, die wie die homerischen Basileis bei Versammlungen als erste und letzte sprechen, das Fazit ziehen und repräsentativ für die Gruppe sprechen, zu den Gamoroi, „die das Land verteilen“, in Syrakus, von den Geronten bei den malakkischen Batek zur Gerusie bei den Spartanern⁶⁵, von der in der Tat gewiß alten sakral-rituellen Prominenz der Führer ursprünglicher Ethnien ins frühe Rom, wo die Patrizier ihr entspre-

⁶⁵ Doch ein so ausgeprägtes Senioritätsprinzip war in antiken politischen Ordnungen gerade nicht die Regel: in Athen spielte es gar keine Rolle, und in Rom waren die meisten Senatoren keine *senes*, sondern unter fünfzig Jahre alt. Vgl. jetzt umfassend Jan Timmer, Altersgrenzen politischer Partizipation in antiken Gesellschaften. Frankfurt am Main 2008.

chendes Monopol lange verteidigten und wo der älteste Kern der Amtsgewalt wahrscheinlich das (religiöse) *auspicium* war, nicht das (militärische) *imperium*.⁶⁶ Müllers Beitrag wird Diskussionen auslösen. Seine Rekonstruktion mag Skepsis hervorrufen, wenn sie als Beschreibung eines genetischen Anfangs gelesen wird; als Inventar analytischer Elemente steht ihr Nutzen außer Zweifel. – Im zweiten Teil seines Aufsatzes verläßt Müller gleichsam die einfachen und ‚urwüchsigen‘ Verhältnisse, um in einem stark typisierenden, an universalhistorische Erklärungsmodelle erinnernden Zugriff sekundäre Formierungen zu untersuchen, die er in der Entstehung der Frühen Hochkulturen wirksam sieht.⁶⁷ Die Konfrontationen, Überschichtungen, Amalgamierungen und Reservatbildungen, von Müller in vier Kategorien gebündelt⁶⁸, schufen demzufolge neue Formen und Legitimationen von Adel und adliger Herrschaft, die das aus den primordialen Gesellschaften gewonnene Angebot von Möglichkeiten beträchtlich erweitern. Typologisch besonders fruchtbar und daher relevant für eine vergleichende Betrachtung sind hier vier Phänomene:

- die defensiven Strategien überwältigter und entmachteter Aristokratien, die sich äußern durch Traditionalismus, Brauchtumstreue, Sittenstrenge, verstärkte Pflege des Ahnenkults und Beharren auf einem ‚wahren‘ Geblütsvorrang;
- die offensiven Strategien von ‚neuen Herren‘, die zum einen in das traditionelle Legitimationssystem eindringen, indem sie es umformulieren und durch ‚invention of tradition‘ auf sich zuschneiden, und/oder zum anderen ein neues Wertsystem ausbilden, in dem „Eleganz und Weltläufigkeit, eher ritterliche Ideale und aufwendige Selbstdarstellung“ dominieren;
- die Überhöhung eines Einzelnen zum Sakralkönig, der einer (säkularen) Aristokratie keinen Raum läßt, was diese – so wäre zu ergänzen – zu verschiedenen Optionen führen kann, von der Unterordnung und Transformation in eine Funktionselite⁶⁹ bis zur offenen Opposition einschließlich Ausbildung einer konkurrierenden Herrschaftslegitimation;

⁶⁶ Vgl. *Theodor Mommsen*, Römisches Staatsrecht. Bd.1. 3.Aufl. Leipzig 1887, 91; *Jochen Bleicken*, Zum Begriff der römischen Amtsgewalt: *auspicium* – *potestas* – *imperium* (1981), in: ders., Gesammelte Schriften. Bd.2. Stuttgart 1998, 301–344.

⁶⁷ Wie fruchtbar ein solcher Zugriff sein kann, zeigt etwa *Michael Mann*, *The Sources of Social Power*. Vol. 1: A History of Power from the Beginning to A.D. 1760. Cambridge 1986.

⁶⁸ Lokale Überschichtungssysteme; hybridisierte *Géarchentümer*; pastorale Überschichtungsprozesse; Gefolgschaftssysteme.

⁶⁹ So scheint dem überwiegenden Teil der Forschung zufolge in den meisten Staatswesen des Alten Orients (einschließlich Ägypten) kein grundherrliches Eigentum im mittelalterlichen Sinne und damit auch keine Grundlage für eine stärkere Eigenständigkeit der Elite als Adel bestanden zu haben. Diese Eliten waren in der Regel mit Palast und Tempel verbunden und konnten damit anteilig oder als Teil der besitzenden Institution über Bodeneigentum verfügen. Privilegien auf Grund edler Abkunft spielten zwar im Rah-

- die (bereits von Ibn Chaldun im 14. Jahrhundert als geschichtliche Universalie erkannte⁷⁰) Polarität von Seßhaftigkeit und Nomadentum, die zu integrierten Systemen im Grenzbereich zwischen beiden Lebensformen führen kann⁷¹, aber auch zu Konfrontationen, wenn die Nomaden ihre Lebensweise zum kriegerischen Reiternomadentum radikalisieren. Ein Epiphänomen, das aber auch eingelagert in seßhaften Gesellschaften mit hohen Mobilitätsoptionen und -belohnungen vorkommt, bilden kriegerische Gefolgschaftssysteme, die einen ganz neuen Typus von Adel begründen. Diesem sollte durch seine Flexibilität, Bindekraft und militärische Durchsetzungsfähigkeit eine große Zukunft bevorstehen. Müller nennt Kelten, Germanen, Hunnen, Türken, Mongolen und Zulu. Doch auch, so wäre zu ergänzen, für die formativen Frühphasen der griechischen und der römischen Geschichte waren solche kriegerischen, genossenschaftlich integrierten Gefolgschaftsgruppen von ‚Kriegsunternehmern‘ ein wichtiger Faktor bei der Erschließung neuer Räume, der Konstituierung von Macht und Staatlichkeit und nicht zuletzt auch der Definition adliger Ideale und Lebensstile. Belegbar sind solche Gruppen unter Führung von *warlords* für das 8./7. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland und für das 6./5. Jahrhundert in Italien; sehr wahrscheinlich gab es sie auch in Sparta im 7. Jahrhundert.⁷²

*

Die Anfänge von Adel lassen sich zumindest kategorial benennen. Sein Charakter als historische Universalie, die mehr ist als nur ein Begriffswerk-

men der jeweiligen Dynastiegeschichte altorientalischer Staaten eine Rolle. Ansonsten wurde eine privilegierte gesellschaftliche Position durch die persönliche Nähe zum Königshaus sowie durch die Aufgaben im Rahmen staatlicher Machtausübung und Administration bzw. durch leitende Tätigkeit im religiös-kultischen und wirtschaftlichen Bereich definiert; vgl. zusammenfassend *Hans Neumann*, Art. „Adel [1] Alter Orient“, in: *Der Neue Pauly*. Bd. 1. Stuttgart/Weimar 1996, 107.

⁷⁰ *Ibn Chaldun*, *The Muqaddimah. An Introduction to History*. Transl. by Franz Rosenthal, ed. by N. J. Dawood. Princeton 2005.

⁷¹ Vgl. *Michael Sommer*, *Roms orientalische Steppengrenze*. Stuttgart 2005, 95ff. und passim.

⁷² Vgl. *Uwe Walter*, *Ares-Söhne oder brave Siedler? Neue Bilder früher griechischer Migrationen* (noch unpublizierter Vortrag) – Frühes Griechenland: Hom. Od. 14,199–251 (Lebenslauf eines Kreters); vgl. ferner *Robert Drews*, *Die ersten Tyrannen in Griechenland* (1972), in: Konrad H. Kinzl (Hrsg.), *Die ältere Tyrannis bis zu den Perserkriegen*. Darmstadt 1979, 256–280. – Italien: *Hendrik S. Versnel*, *Die neue Inschrift von Satricum in historischer Sicht*, in: *Gymnasium* 89, 1982, 193–235 mit der älteren Literatur; der Text lautet übersetzt: „Dem Mars haben (dies) die zu Ehren des Mars verbündeten Kameraden des Publius Valerius aufgestellt.“ – Sparta: *Mischa Meier*, *Aristokraten und Damoden. Untersuchungen zur inneren Entwicklung Spartas im 7. Jahrhundert v. Chr. und zur politischen Funktion der Dichtung des Tyrtaios*. Stuttgart 1998, 100ff., 121ff. – „warlords“: *Tim Cornell*, *The Beginnings of Rome. Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000–264 BC)*. London/New York 1995, 143–150 und passim.

stück von Historikern, und als Proteus zugleich machen Unternehmungen wie diesen Sammelband so reizvoll, so wichtig und so schwierig. Nur Hartgesottene werden als banale Konjunktur ihrer Zunft werten (erst die Arbeiterbewegung, dann das Bürgertum, jetzt eben der Adel⁴), was sich vielleicht doch eher als Ergebnis einer Faszination erklären läßt, die ein Irrewerden an der Moderne signalisiert: das Interesse an einer geschichtlichen Formation, die sich zwar als „ein Meister permanenter Modernisierung“ (G. Walther) erwiesen hat, die aber zugleich durch ihren fortdauernden Anspruch auf Autonomie, Tradition, Bildung, Pflicht und Schönheit einen konstruktiven und zugleich kritischen Blick auf jede Gegenwart und zumal die der Moderne und Nachmoderne zu öffnen hilft.